



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Herbsttage in der Eifel : Kultur- und Landschaftsbilder.

5

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gelingt ihm, den Erzürrten zu beruhigen. Goethe erklärt jetzt, daß Hegel bei ihm entschuldigt sei, und wirft die Schuld für das Mißverständnis auf Trozler, der durch die Art des Zitats den Irrtum begünstigt habe, „daß wir unsern Vorfahren nichts schuldig sind, ob er gleich, wie man im Zusammenhange sieht, das Entgegengesetzte sagen will.“

Und nun wäre noch des schönen Trostbriefes Erwähnung zu thun, den Goethe am 3. Dezember 1812 an Freund Zelter sandte, als dessen Stiefsohn seinem Leben ein Ende gemacht hatte, sowie des andern Trostbriefes, den der Geheime Rat v. Voigt von ihm empfing, als dessen einziger Sohn im Frühjahr 1813 an den Nachwirkungen seiner Gefangennahme durch die Franzosen gestorben war; beides die Zeugnisse herzlicher Teilnahme aus dem Innersten einer männlichen Freundesseele. Aber was wäre nicht alles noch zu erwähnen? — sein fortdauerndes Interesse am Weimarer Theater und an den wissenschaftlichen Instituten in Jena, die schönen Worte über Freund Wielands Hingang, die Bemerkungen zu Niebuhrs römischer Geschichte; dann was er mit Seebeck Optisches, mit Döbereiner Chemisches, mit Schelver Botanisches, mit Bergrat Lenz Mineralogisches, mit Meyer Kunstgeschichtliches, mit Einsiedel über die Übertragung Calderons, mit Riemer, der ihm seine Druckschriften korrigiert, über Sprachreinigung verhandelt, nicht zu gedenken der eigentlichen Geschäftsbriefe und derer, die er nach Hause, an Gattin und Sohn, schrieb. Gerade innerhalb eines so kleinen Ausschnittes, wie ihn die Briefe dieses einen Bandes darstellen, springt der ungeheure Reichtum dieses Lebens doppelt sichtbar ins Auge. Seine unendlichen Verzweigungen sind ebenso erstaunlich, wie die Energie der Zusammenfassung in sich selbst. An dem Inhalt des einen Bandes mag man ermessen, welche Schätze aus dem Briefwechsel zu heben sind, und wenn einmal die ganze Sammlung vollendet ist, wird es eine schöne und dankbare Aufgabe sein, durch eine geeignete Auswahl diese Schätze zu einem allgemeinen Besitz der Nation zu machen. W. E.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

5



o unklar die Vorstellung ist, die man sich im deutschen Vaterlande von der Wallonie und besonders von Malmédy macht, so widersprechend sind auch die Angaben über Gegend und Stadt in den geographischen Handbüchern und der Reiselitteratur. Da heißt es einmal: „Malmédy, die Perle der Westeifel,“ ein andermal: „Malmédy, das Nizza des Hohen Venns“ und schließlich: „Malmédy, die freundliche Ardennenstadt.“ Der Begriff „Eifel“ ist so unbestimmt,

daß es schwer sein dürfte, für oder gegen die erste Bezeichnung etwas Stichthaltiges anzuführen. Will man, wie dies viele Geographen thun, unter „Eifel“ das ganze Gebirgsland zwischen dem Rhein einerseits und der belgischen oder luxemburgischen Grenze andererseits verstehen, so muß man auch Malmedy als „Perle der Westeifel“ gelten lassen. Keinesfalls darf man jedoch diese Stadt als zum Binnengebiet gehörig bezeichnen, denn das Hohe Venn wird nach Süden hin durch das Warchethal deutlich erkennbar abgegrenzt. Nun liegt aber Malmedy mit Ausnahme einiger weniger Häuser auf der linken südlichen Seite des Flusses, also am Nordrande der Ardennen, die sich als breiter Gebirgsrücken riegelartig zwischen Venn und Schneeeifel bis zum Losheimer Walde vorschieben. Und in der That trägt die nähere Umgebung Malmedys durchaus den Charakter der Ardennenlandschaft und unterscheidet sich durch ihre außerordentlich breiten, fruchtbaren Thäler wesentlich von den Gegenden des Venns und der eigentlichen Eifel.

Für den Wandrer, der von Nordosten oder Osten kommt, hat Malmedy entschieden etwas Südliches; man ist überrascht, plötzlich wieder wohlbestellte Acker, Gemüsegelder und prächtige Gärten zu sehen. Behäbig dehnt sich die Stadt in der grünen Ebene aus, überragt von dem steilen, schön bewaldeten Livremont (Kalvarienberg) und durchströmt von dem klaren Wasser der Warchenne, die sich hier mit den durch Gerbereibetriebe stark getrübbten Fluten der breiten Warche vereint. Einen Überblick über das eigentümliche Architekturbild bietet eine weit vorspringende Felsplatte (roche tournante) des Kalvarienbergs, auf der in neuerer Zeit ein kleiner Pavillon errichtet worden ist. Zu Füßen des Beschauers liegen die Gebäude der ehemaligen Abtei mit der wohl erhaltenen herrlichen Kirche; weiter unterhalb, am felsigen Ufer der Warche, breiten sich zahlreiche Gerbereianlagen aus, deren hohe Dächer und galerieartige Vorbauten eine keineswegs unmalerische Wirkung ausüben. An altvornehmen Patrizierhäusern, wie Montjoie deren so viele aufweist, fehlt es in Malmedy eigentlich gänzlich, wenigstens an solchen, die durch schöne Architektur in die Augen fielen. Die Wohnhäuser zeigen meist ein schmucklos-nüchternes Gepräge, viele sind von oben bis unten mit Schiefer benagelt, was nicht gerade zur Erhöhung eines anheimelnden Aussehens beiträgt. Die Straßen sind unregelmäßig in Richtung und Breite; das Pflaster läßt namentlich in den älteren Stadtteilen viel zu wünschen übrig.

Ein großer, mit Bäumen bestandner Platz trägt die pompöse Bezeichnung Place de Rome. Die Ladenaufschriften sind ohne Ausnahme in französischer Sprache abgefaßt, doch wissen sich die Verkäufer fast überall deutsch zu verständigen. Allerdings beherrschen viele von ihnen das Deutsche nur sehr mangelhaft. Das ist nicht wunderbar, da Malmedy wenig von Deutschen besucht wird und wirtschaftlich weit mehr zu Belgien als zu Preußen hinneigt, was schon der außerordentlich rege Verkehr auf der schönen nach der belgischen Grenzstadt Stavelot führenden Landstraße beweist. Die altangesessenen Familien sollen einen ausgeprägten Sinn für heitere Geselligkeit haben und in der Veranstaltung prächtiger Feste hervorragendes leisten. Man rühmt ihnen Gastlichkeit und feinen Takt nach, wie sich denn überhaupt der wallonische Stamm durch Höflichkeit und angeborene Lebenswürdigkeit vorteilhaft auszeichnet.

Von dem Niedergange der Lederindustrie ist in Malmedy vorläufig noch wenig zu merken, obwohl jeder über die Lage der Verhältnisse klagt. Noch immer sind etwa dreißig große Gerbereien im Betriebe; sie verarbeiten neben den Häuten einheimischer Rinder vorzugsweise amerikanische Ware, die sie von Hamburger Importhäusern beziehen. Das Malmedyer Fabrikat, in der Haupt-

sache ein kräftiges Sohlleder, unterscheidet sich von den Gerbereiprodukten anderer Gegenden durch seine Dauerhaftigkeit. In dieser Eigenschaft wurzeln seine wirtschaftlichen Vorzüge und Nachteile. Für bestimmte Zwecke ist das Leder von Malmedy nicht zu entbehren, doch wird es im allgemeinen von den großen Händlern nur ungern gekauft, weil eben seine Dauerhaftigkeit den aus kommerziellen Gründen wünschenswerten raschen Konsum einschränkt. Daß die Gerber in Malmedy, genau so wie die in St. Vith und Prüm, gar nicht mehr mit den auswärtigen Fabriken konkurrieren könnten, wenn sie statt der guten einheimischen Eichenrinde Quebrachoholz als Gerbemittel verwenden würden, wissen sie selbst am besten. Sie bleiben deshalb bei ihrem altbewährten mühsamern und zeitraubenden Verfahren und suchen dadurch das Renommee ihrer Ware auf seiner alten Höhe zu erhalten. Ob sie jedoch mit ihrem Wahlsprüche „teuer und gut“ auf die Dauer der Parole ihrer Kunden „billig und schlecht“ die Spitze bieten können, muß die Zeit lehren. Es wäre ihnen umso mehr zu gönnen, als sie auch in anderer Hinsicht durchaus soliden Grundsätzen folgen und beispielsweise die rohen Häute immer nur gegen Barzahlung beziehen. In früheren Zeiten waren die Vertreter der Malmedyer Gerbereien regelmäßige Besucher der Leipziger Messen, woran der Name eines Gasthauses in der Leipziger Ritterstraße „Zur Stadt Malmedy“ noch erinnert. Auch sonst zeigt der Ort mit seinen 5000 Einwohnern eine recht lebhaftere industrielle Thätigkeit. Mehrere Fabriken verarbeiten die Rückstände der Lederfabrikation zu Leim, andre beschäftigen sich mit der Herstellung von Dominosteinen, wieder andre fabrizieren Holzstoff und Papier. Eine einst sehr bedeutende Blaufärberei, die mit einer Kittelnäherei verbunden ist, leidet unter dem allmählichen Verschwinden des früher im Wallonenlande allgemein getragenen Weinwandkittels.

Glänzender als Malmedys Gegenwart ist seine Vergangenheit. An der Stelle, wo bis dahin ein Tempel der Diana Arduenna gestanden hatte, gründete im Jahre 675 der heilige Remaklus, der Apostel Belgiens, eine Benediktinerabtei, die er Malmundarium nannte, angeblich, quia locum a malo daemonum cultu mundasset. Dieses Kloster war dem erzbischöflichen Stuhle von Köln unterthan, und so kam es, daß der Stifter, als er selbst zum Bischof von Tongern und Maestricht erhoben wurde, ein Schwesterkloster von Malmundarium in seiner eignen Diözese gründete. Dieses, Stavelot (deutsch Stablo) genannt, wurde durch den Gönner des Remaklus, den austraischen König Sigebert, mit bedeutenden Privilegien und reichen Gütern ausgestattet und mit Malmedy zu einer freien fürstlichen Abtei vereinigt, deren Abt in Stablo residierte. Wir kennen ein analoges Staatengebilde in der reichsummittelbaren Abtei Werden-Helmstedt, deren Gebiet ebenfalls in zwei verschiedenen Diözesen lag, und deren Geschichte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der von Stablo-Malmedy aufweist. Wie dort, so wurde auch hier die Einigkeit der von ihrem Stifter gleichgestellten Klöster durch Streitigkeiten um den Vorrang gestört. Malmedy machte sein höheres Alter geltend, Stablo berief sich darauf, daß in seinen Mauern der heilige Remaklus gelebt habe und bestattet worden sei. Bis um die Mitte des elften Jahrhunderts hatten die Mönche von Malmedy ihr Gekübbe in Stablo ablegen müssen, nun weigerten sie sich, hierdurch Stablos Vorrang weiter anzuerkennen.

Man entschloß sich, den Erzbischof von Köln als Schiedsrichter anzurufen, und dieser — es war der gewalthätige Anno — fand sich zu der wahrhaft salomonischen Entscheidung bereit, Malmedy einfach für ein Eigentum des kölnischen Stuhls zu erklären und mit seinen Truppen zu besetzen. Der Abt rief den Herzog Friedrich von Lothringen zur Hilfe, der jedoch durch eine Be-

lagerung Malmедыs weiter nichts erreichte, als daß er sich mit dem Zorne Kaiser Heinrichs IV. belud. Als dieser im Jahre 1071 das Osterfest in Lüttich feierte und gerade bei Tafel saß, rückten Abt und Mönche von Stablo mit dem Schreine des Heiligen an und bestürmten ihn mit Bitten, bis er ihnen versprach, für die Rückgabe Malmедыs Sorge zu tragen. Dort hatten sich die Verhältnisse insofern geändert, als dieses Kloster jetzt einen eignen Abt hatte, zu dessen Anerkennung Stablo sich bequemen mußte. Zu Kriegszeiten hatten beide Abteien viel zu leiden, am meisten beim Einfalle Ludwigs XIV., dessen Truppen unter Turenne im Gebiete der Fürststäbte vandalisch hausten. Im Frieden von Luneville kam das kleine Land an Frankreich und 1815, nach Napoleons Sturz, zur einen Hälfte an Preußen, zur andern an die Niederlande. Aus der langen Reihe der Abte verdienen zwei wegen der außerordentlichen politischen Rolle, die sie zu spielen Gelegenheit hatten, besonders hervorgehoben zu werden: Poppo I. (1020 bis 1048) und Wibald „der Große“ (1130 bis 1158).

Poppo, einem flandrischen Geschlecht entstammend, hatte in seiner Jugend das einträgliche Gewerbe des Wegelagerens betrieben, war dann plötzlich fromm geworden und in ein französisches Kloster eingetreten, wo er sich durch Demut und Unterwürfigkeit auszeichnete. Der Lohn für diese Gefinnungsänderung blieb nicht aus: der junge Mönch wurde bald zum Abt von St. Mauritius in Wasloi und sodann, auf Betreiben Kaiser Heinrichs II., zum Abt von Stablo-Malmedy gewählt. Hier zog er sich durch seine rücksichtslose Strenge den Haß der Konventualen zu, die sich seiner wiederholt durch Gift zu entledigen versuchten. Aber unbekümmert um alle Anfeindungen führte er die völlige Reorganisation der Klöster durch, bethätigte nach Kräften seine Baulust und verstand es, von Kaiser Heinrich III., der ihn als Ratgeber schätzte, weitgehende Vergünstigungen zu erlangen.

Interessanter ist die Geschichte Wibalds, der ebenfalls Flämänder war. Er hatte in Lüttich studiert und war bald darauf nach Stablo gekommen, wo man ihm wegen seiner weltmännischen Umgangsformen das wichtige Amt eines Introduktors oder, wie wir uns ausdrücken würden: eines Cicerone vornehmer Besucher übertrug und im Jahre 1130 einstimmig zum Abte wählte. Obwohl er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Gebietsvergrößerung der Abtei richtete und zahlreiche auswärtige Güter erwarb, beteiligte er sich lebhaft an dem Versuche zur Schlichtung des großen Kirchenstreits. Kaiser Lothar berief ihn bei seinem gegen den Gegenpapst Anaclet II. gerichteten Kriegszuge in seine Umgebung und ernannte ihn zum Admiral der Flotte, die gegen König Roger von Sizilien gerüstet wurde. Als sich der Abt Rainaldus I. von Monte Cassino auf die Seite des Gegenpapstes stellte, setzte ihn Lothar ab und ernannte Wibald zu seinem Nachfolger. Bei der Annäherung Rogers mußte Wibald fliehen, aber noch in demselben Jahre berief ihn Lothars Nachfolger, der Hohenstaufe Konrad, als Erzieher seines Sohnes an den Hof. Während der Palästinafahrt des Kaisers teilte Wibald mit dem Erzbischof Heinrich von Mainz die Würde des Reichsverwesers. Noch ein dritter Kaiser, Barbarossa, bediente sich der außerordentlichen Fähigkeiten des Abtes; er sandte ihn als Brautwerber an den Hof von Byzanz. Auf der Heimreise erkrankte und starb Wibald; sein Leichnam wurde in Stablo beigesetzt. Die Beziehungen dieses merkwürdigen Mannes zu den höchsten Machthabern seiner Zeit konnten nicht ohne günstigen Einfluß auf Stablo-Malmedy bleiben. Und in der That sehen wir bei Wibalds Tode die Abtei auf dem Höhepunkt ihrer Macht und Bedeutung.

Sichtbare Denkmäler dieser Glanzzeit haben sich bedauerlicherweise weder in Malmedy noch in Stablo erhalten. Die noch vorhandenen Gebäude entstammen durchweg einer spätern Zeit, manche erst den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. In Malmedy werden die ausgedehnten Kloster-räume jetzt zu verschiedenen Zwecken benutzt; unter andern haben das Hauptzollamt, das Amtsgericht, das Gefängnis, das Progymnasium und der Vetsaal der kleinen protestantischen Gemeinde Unterkunft darin gefunden. Mein erster Besuch galt der imposanten Abteikirche, die jetzt als Pfarrkirche dient. Mit seinen beiden mächtigen Thürmen erhebt sich der schöne Spätrenaissancebau an der Ostseite des Chateletplatzes, in seiner Gesamtwirkung allerdings durch die dichten Laubkronen der den Platz beschattenden Bäume stark beeinträchtigt. Desto überraschter ist der Besucher, wenn er das Innere betritt. Es dürfte in der ganzen Rheinprovinz keine zweite Kirche geben, die ähnlich großartige Raumverhältnisse aufwies. Die kreuzartige Vereinigung von vier Innengewölben unter einer Kuppel erinnert an die erhebbende Schlichtheit einzelner italienischer Kirchen der Hochrenaissance, am meisten vielleicht an Sa. Giustina in Padua. Wie dort, so hat auch hier der Baumeister in weiser Selbstbeschränkung alles vermieden, was den Eindruck ruhiger Größe stören könnte. Auch das reiche Arabeskenwerk der Pilasterkapitäle und Gesimse ist so wenig körperhaft gehalten, daß es mehr die Wirkung eines Linienornaments als den eines plastischen Schmucks erzielt. Es ist zu loben, daß man sich durch die großen Wandflächen nicht zu koloristischen Experimenten hat verleiten lassen, sondern die wahrscheinlich schon vom Architekten angeordnete zarte Abtönung in gelblich-weiß und grau beibehalten hat, durch die der herrliche Raum erst zur vollen Geltung gelangt.

Nachdem ich meinen Rundgang durch die Kirche beendet hatte, setzte ich mich in eine der Bänke, um den Gesamteindruck des Bauwerks noch einmal in vollkommener Ruhe zu genießen. Während ich dort saß, kam eine aus sieben oder acht Herren und einer Dame bestehende Gesellschaft an, die sich ziemlich geräuschvoll auf eine Reihe Stühle vor dem Hochaltar niederließ. Die Herren trugen Cylinder, die Dame ein schwarzseidnes Festkleid, jedoch keinen Hut. Ich vermutete, daß hier eine Trauung vor sich gehn würde, und wollte, ehe ich die Kirche verließ, noch die Ankunft des Brautpaars abwarten. Aber kaum hatten die Leutchen Platz genommen, was nicht ohne sehr lebhaft und laut geführte Unterhaltung geschah, so näherte sich ihnen aus einem Seitenraume schon der Geistliche. Die Dame, die weder Kranz noch Schleier trug und keineswegs sehr bräutlich ausah, trat mit einem der Herren an den Altar, und die Trauungszeremonie nahm ihren Anfang. Der Geistliche schien der Ansicht zu sein, daß Kürze auch die Würze einer Traureden sei, und so wurde denn das Paar vereint, noch ehe ich mir den Inhalt der in sehr schnellem Tempo gesprochenen Einleitungsworte der französischen Predigt klar gemacht hatte. Das Rücken der Stühle schreckte mich aus meinen linguistischen Meditationen auf; ich sah, wie jeder der Herren sich erst gegen den Altar und dann gegen den Geistlichen verneigte, wie dieser mit schnellen Schritten in der Sakristei verschwand, und wie der kleine Hochzeitszug dem Ausgange zueilte. Und nun erfolgte etwas Überraschendes: die Gesellschaft bemerkte mich, hielt meine Anwesenheit offenbar für eine dem Brautpaar zuge dachte Ehrung, man verständigte sich untereinander und schwenkte im Gänsemarsche in die vor mir stehende Bank ein. Das Ganze machte halt, und jeder schüttelte unter zahllosen Verbeugungen meine Hand, wobei man mir in bewegten Worten seinen Dank für meine Aufmerksamkeit aussprach. Ich war durch diese plötzliche

Wendung der Dinge so verblüfft geworden, daß mir mein „bischen Französisch“ völlig abhanden kam, und ich mich darauf beschränken mußte, die Verbeugungen, soweit dies die Enge der Bank gestattete, auf eine schickliche Weise zu erwidern. Wie um die Komik der Situation zu erhöhen, stimmte das Glockenspiel droben auf einem der Türme in demselben Augenblick die lustige Weise des Radeklymarschs an. Da war es natürlich um die weisevolle Stimmung, die sich meiner in dem herrlichen Gotteshause bemächtigt hatte, gesehn, und ich mußte die Wahrheit des Worts, daß vom Erhabnen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, an meinem eignen Leibe erfahren.

Es versteht sich von selbst, daß die mehr als elshundertjährige Wirksamkeit des Benediktinerordens in Malmedy nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben der Stadt geblieben ist. Besonders die Naturwissenschaften haben sich hier von jeher eines regen Interesses erfreut. So stammt die bekannte Medizinerfamilie Doutrelepont, die ihren Namen von dem kleinen Stadtteile auf dem rechten Ufer der Warche, Doutrelepont, herleitet, aus Malmedy. Eine weitere Berühmtheit der Stadt ist Maria Anna Vibert (1782 bis 1856), ausgezeichnet durch ihre botanischen Kenntnisse und die reichen Sammlungen, die sie hinterlassen hat. Von mehr lokaler Bedeutung ist ein Malmedyer Maler des achtzehnten Jahrhunderts, Counet, dessen „Geburt Christi“ heute noch in der Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters zu sehen ist. Daß es endlich an Musikern nie gefehlt hat, liegt auf der Hand. Die Begabung für Musik ist ja ein charakteristisches Merkmal des wallonischen Stamms.

In der Erwägung, daß Malmedy ohne Stavelot nur etwas Halbes sei, machte ich mich nach dem Mittagmahle auf den Weg, um die belgische Schwesterstadt aufzusuchen. Die schöne Landstraße zieht sich schnurgerade durch das breite Thal dahin, zu Anfang zwischen großen, wohlgepflegten Gärten und eleganten Gartenhäuschen, später zwischen ausgedehnten Wiesen, auf denen stattliche Herden des geschleckten holländischen Rindviehs weideten. Zur Rechten des Wandrers fließt die Warche, sie hat im Laufe der Jahrtausende den Fuß der Uferberge entblößt und die Felswände zu phantastischen, hie und da an die Gesteinsformationen der Sächsischen Schweiz erinnernden Gebilden umgewandelt. Auf einer kleinen Insel tritt eine Mineralquelle, le pouhon des îles, zu Tage, deren Wasser in der ganzen Gegend viel getrunken wird. Wo die Chaussée bei Pont-de-Warche den Fluß überschreitet, um in weit gestreckten Serpentinien die Höhe des Bergrückens zu erreichen, liegt die preußische Zollstation Warschbrück. Von hier an bietet die Straße den köstlichsten Fernblick über das Thal von Malmedy und die grünen Ufer des Flusses, der sich südwestlich in einer engen Gebirgsschlucht verliert, wo er sich mit der Amblève vereinigt. Hat man die Höhe erstiegen, so schweift der Blick in nordöstlicher Richtung über das Hochplateau des Hohen Bennis, in westlicher über das wellige Land der belgischen Ardennen, auf deren sanft abfallenden Vorbergen schmucke Dörfchen aus ihren Buchenhecken hervorlugen. Sie scheinen ausschließlich auf Viehzucht angewiesen zu sein, da man behaute Felder verhältnismäßig selten sieht.

Wo sich Landesgrenze und Chaussée schneiden, stehn Pfähle in den preußischen und belgischen Landesfarben. Der preußische trägt die Aufschrift „Zollstraße nach dem Königl. Preussischen Zoll-Nebenamt und Anfsageposten Warschbrück,“ der belgische die lakonischen Worte Droits de l'état. Daß man, wie immer an der Grenze, auch hier seine Nationalität besonders stark betont, konnte ich an dem kleinen Wirtshause erkennen, das mit seinem Garten noch an preußisches Gebiet stößt. Hier waren sogar Schaukel und Turngeräte

schwarz-gelb-rot angestrichen. Auch die Landstraße nahm plötzlich ein andres Aussehen an: statt der Ebereschen auf preussischer Seite hatte man in Belgien Ulmen als Chausseebäume angepflanzt, und zwar so dicht nebeneinander, daß sich die Kronen zu einer langen, zusammenhängenden Laubwand vereinigten. Ihrem Zwecke, Schatten zu spenden, entsprachen die Ulmen weit mehr als die Ebereschen mit ihrem dünn belaubten, nie eine geschlossene Krone bildenden Geäst. In der Qualität der Straßendeckung war kein Unterschied zu bemerken, wohl aber fiel mir die beinahe monumentale Ausföhrung der belgischen Kilometersteine auf. Während man sich in Preußen mit einfachen, weiß getünchten Bruchsteinen begnügt, hat man in Belgien schön behauene Würfel aufgestellt, die in einem runden Medaillon die Zahl tragen. Bei jedem vollen Kilometer ist der Stein größer und mit einem massiven Sockel versehen.

Die Landstraße passiert eine breite, von einem Bache durchflossene Thalmulde und steigt auf der andern Seite einen neuen Hügelrücken hinan. Hier verraten mehrere Wirtschaftshäuser mit der Aufschrift *Vin, bière, pouhon* die Nähe Stavelots, dessen im Thale liegende Abteigebäude bald sichtbar werden. Bei einer Biegung der Landstraße öffnet sich dann der Ausblick auf die Stadt selbst, die sich — ein Genua des Binnenlands — amphitheatralisch den Bergabhang hinaufzieht. Die prächtige Lage des Orts, schöne Gärten, eine Kapelle des St. Louis, öffentliche Anlagen mit einem gewaltigen Musikpavillon spannten meine Erwartung aufs höchste, ich sah mich jedoch ziemlich enttäuscht, als ich die nähere Bekanntschaft Stavelots machte. Ohne gerade schmutzig zu sein, macht diese Stadt allenthalben einen unerquicklichen Eindruck. Die schlecht gepflasterten auf- und absteigenden winkligen Gäßchen wirken trotz der alten Häuser und Häuschen durchaus nicht malerisch; die öffentlichen Plätze, zum Teil mit Gras bewachsen und mit plumpen Brunnen „geschmückt,“ sind für ihre nüchterne Umgebung viel zu groß; monumentale Gebäude fehlen ganz, und sogar die große neue Kirche beleidigt durch ihren Mangel an jeglichem Stil das Auge des Beschauers.

Interessant ist hier nur das Volksleben, das in mancher Hinsicht an das italienischer Landstädte erinnert. Vor jedem Hause stehn ein oder zwei Bänke, auf denen die Familie, soweit es die Witterung erlaubt, den Tag zu verbringen scheint. Hier saßen Handwerker mit ihrer Arbeit beschäftigt, Frauen und Mädchen verrichteten vor der Thür ihre häuslichen Obliegenheiten, nähten, strickten und säuberten Gemüse, Kinder lernten hier ihre Schulaufgaben, und die zahllosen Nichtsthuer, junge und alte, freuten sich, mehr oder minder malerisch auf ihre Bank hingegossen, des warmen Herbstnachmittags. Soldaten mit rotwollenen Spauletten, grau uniformierte Briefträger, Nonnen mit riesigen weißen Leinwandtappen und Jesuiten in ihrer Ordenskleidung gaben dem Getriebe ein spezifisch belgisches Gepräge. Der Verkehr auf den Straßen ging hier hastiger vor sich als in den benachbarten deutschen Städten, wo sich die Leute auch durch den Drang der Geschäfte nicht aus ihrer behaglichen Ruhe aufstören lassen: die Zeitungsverkäufer und Ausrufer rannten, als gelte es, eine Weltstadt zu durchheilen, und sogar die Esel der Gemüse- und Obsthändler trottelten im schnellsten Tempo des Wegs dahin. Daß Stavelot ein weit milderes, ich möchte sagen: südlicheres Klima hat als das nahe Malmedy, konnte ich aus der üppigen Vegetation der Gärten erkennen. Sogar die Rebe gedeiht hier wieder, und so herrliche, großbeerige Trauben, wie ich dort an den Spalieren reifen sah, hätte nur ein Weingarten des welschen Tirols hervorbringen können.

Echt südlich war auch das Café, in das ich einkehrte, um mich zur Heim-

wandlung in das deutsche Vaterland zu stärken. Es war ein mit schäbiger Eleganz ausgestattetes, höchst unsauberes Lokal. Die zwei oder drei Marmortischchen und der Goldrahmen des Spiegels dienten unzähligen Fliegen als Guanoablagerungsstätten. Die Thür nach der Straße war weit geöffnet, dergleichen die nach dem Hofe, aber der scharfe Zugwind, der sogar die Zeitungsblätter von den Tischen trieb, schien weder Gäste noch Wirtin zu behelligen. Diese plättete mitten im Lokale Wäsche; es war eine alte Dame von so überwältigender Häßlichkeit, daß ich kaum den Blick von ihr abzuwenden vermochte und unter einem Banne stand, der der bekannten suggestiven Hinneigung eines Vogels zur Klapperschlange verzweifelt ähnlich war. Man hätte die gute Frau ohne weiteres als Knusperhexe ins Märchenreich versetzen können, obwohl die stattliche Spitzenhaube, die brandrote, sich nach rechts und links verschließende Perücke und die schwere Hornbrille das Schreckenerregende ihrer übrigen Erscheinung etwas milderten. Ich war leichtsinnig genug, mir ein Glas Bier zu bestellen, das sich als eine fade, lauwarne und gänzlich ungenießbare Flüssigkeit erwies. Die andern Gäste, die in blauen Kitteln, den Hut auf dem Kopfe, an den Wänden entlang saßen, tranken Likör, rauchten Cigaretten und spuckten auf den Fußboden. In ihre Unterhaltung warf die alte Wirtin von Zeit zu Zeit ein bedeutungsvolles Wort, wobei sie von ihrer Plätterei auffah und den Zeigefinger wie beschwörend erhob. Wenn sie ein Trinkgläschen füllte, so vergaß sie nie, den am Flaschenhalse hinablaufenden Tropfen sauber abzulecken. Einer der Gäste hatte einen Korb neben sich stehn, aus dem ein überaus kräftiger Wildgeruch aufstieg. Ein paar Angorakazen kamen, offenbar hierdurch angelockt, aus dem Hofe herbei, umstrichen eine Weile den Korb, zupften an dem darübergebreiteten Tuche und zerrten schließlich zwei Rebhühner heraus, mit denen sie, unbemerkt, wie sie gekommen waren, verschwanden. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, gegen diese Wildddiebe einzuschreiten, umso weniger, als das Geflügel keineswegs in einem Zustande war, der seine Verwendung als Nahrungsmittel für Menschen wünschenswert gemacht hätte, und freute mich innerlich der wohlverdienten Strafe, die dem gewissenlosen Blumenmanne zu teil geworden war. Gern hätte ich mich noch an seiner Überraschung geweidet, allein die vorgeriückte Stunde gebot mir aufzubrechen, ehe der Wildbrethändler daran dachte, das Café zu verlassen.

Der Rückweg nach Malmedy war wegen der herrlichen Abendbeleuchtung äußerst genussreich. Auf dem Bergücken über dem Wachethale wanderte ich noch im letzten Sonnenlichte dahin, während unten auf den Wiesen der Nebel braute und die Stadt schon im tiefen Schatten lag. Dünn wie die Töne einer Spielboje klang von der Abteikirche das Glockenspiel zu mir herüber; ich blieb stehn, lauschte und erkannte wieder den unglückseligen Radezkymarsch, der mich schon am Morgen einmal um meine Illusionen gebracht hatte.

Mein nächstes Reiseziel war St. Vith, eine alte Gerberstadt wie Malmedy, die aber im Gegensatz zu diesem auf einem Bergücken liegt. Die Fahrt über Weismes und Dindinal geht fast ausschließlich durch Heide und Fichtenwald und bietet wenig Bemerkenswertes. Einige Kraniche, die in dieser Gegend, wenn auch nur auf kurze Zeit im Frühjahr und Herbst, die Störche zu vertreten scheinen, spazierten gravitatisch am Waldrande entlang. Wo die Bahn bei Montenau die Amblève überschreitet, hört die Wallonie auf. Schon die Namen der Dörfer, die wir rechts und links in den Thalmulden liegen sehen, verraten uns, daß wir wieder in einem Lande deutscher Zunge sind. St. Vith ist seinem Aussehen nach ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt. Neben städtischen Häusern mit hübschen Läden trifft man hier ländliche Hütten

und Höfe, die sich noch nicht von dem alten Gebrauche, die Düngerstätte möglichst nahe an die Straße zu legen, emanzipiert haben. In früheren Zeiten war der Ort viel bedeutender. Seine Blütezeit fällt unter die Herrschaft des Hauses Nassau-Drainien, wurde jedoch durch die sechsundzwanzigjährige Mißwirtschaft der Spanier unterbrochen. Damals war die Stadt wenigstens dreimal so groß wie heute, und ihre Tuchmanufakturen wetteiferten mit denen von Gent und Brügge. Die Soldateska Ludwigs XIV. brannte St. Vith bis auf das letzte Haus nieder und schleifte die Stadtmauer, von der sich nur ein kleines Stück nebst einem einzelnen Turm als Denkmal einer glänzenden Vergangenheit erhalten hat. Aber dank seiner günstigen Lage am Kreuzungspunkte der Straßen Luxemburg-Köln und Aachen-Trier hat sich der Ort langsam wieder aus den Ruinen erhoben und nimmt heute als Zentralpunkt des deutschen Ardennengebiets erneuten Aufschwung.

(Schluß folgt)



Die industriellen Monopole in den Vereinigten Staaten

Nach neuern Quellen dargestellt von Oswald Collmann

(Fortsetzung)

2. Der Anthrazitkohlenring



Sowohl in der Kohlenindustrie zum Teil ganz ähnliche Verhältnisse bestehen wie in der Petroleumindustrie, haben sie doch keinen amerikanischen Kohlenring zustande gebracht. Was zunächst die Fettkohle betrifft, so waren ihrer Monopolisierung besonders zwei Umstände hinderlich: die Menge der vorhandenen Lager und dann die große Leichtigkeit der Kohlengewinnung, besonders in dem reichen Kohlenbecken von Pittsburg. Man kann sich nicht leicht zu dem Herrn einer Industrie machen, die an so vielen Stellen besteht und mit verhältnismäßig geringem Kapital betrieben werden kann.

Im Gegensatz dazu bietet die Anthrazitkohle gerade die für das Monopol günstigen Bedingungen, denn sie ist sehr selten und viel schwerer zu gewinnen. Dazu kommt noch, daß die amerikanischen Eisenbahnen infolge der Unabhängigkeit, deren sie sich erfreuten, die Ausbeutung der Anthrazitlager selbst unternahmen und — mit Hilfe ihres ausschließlichen Transportmonopols — das natürliche Monopol der Anthrazitregion besetzten konnten. Gegenwärtig sind zwölf Eisenbahnen an der Bergwerksindustrie von Pennsylvanien beteiligt. Hier handelt es sich also nicht, wie bei der Standard Oil Company, um eine Mitschuld der Eisenbahnen an einem in der Bildung begriffenen Trust. Es sind vielmehr die Eisenbahnen selbst, die in einer Industrie, die ihrer eignen untergeordnet ist, einen Ring zu bilden suchen. Ein lehrreiches Beispiel hierfür liefert die Geschichte des Reading Railroad. Diese Eisenbahngesellschaft hat — sei es von Privatleuten oder von kleinen Gesellschaften — die meisten der von ihrer Linie durchschnittenen Kohlengebiete angekauft. Der Reading Railroad hat nicht immer diesen doppelten Charakter eines Bergwerk-